

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

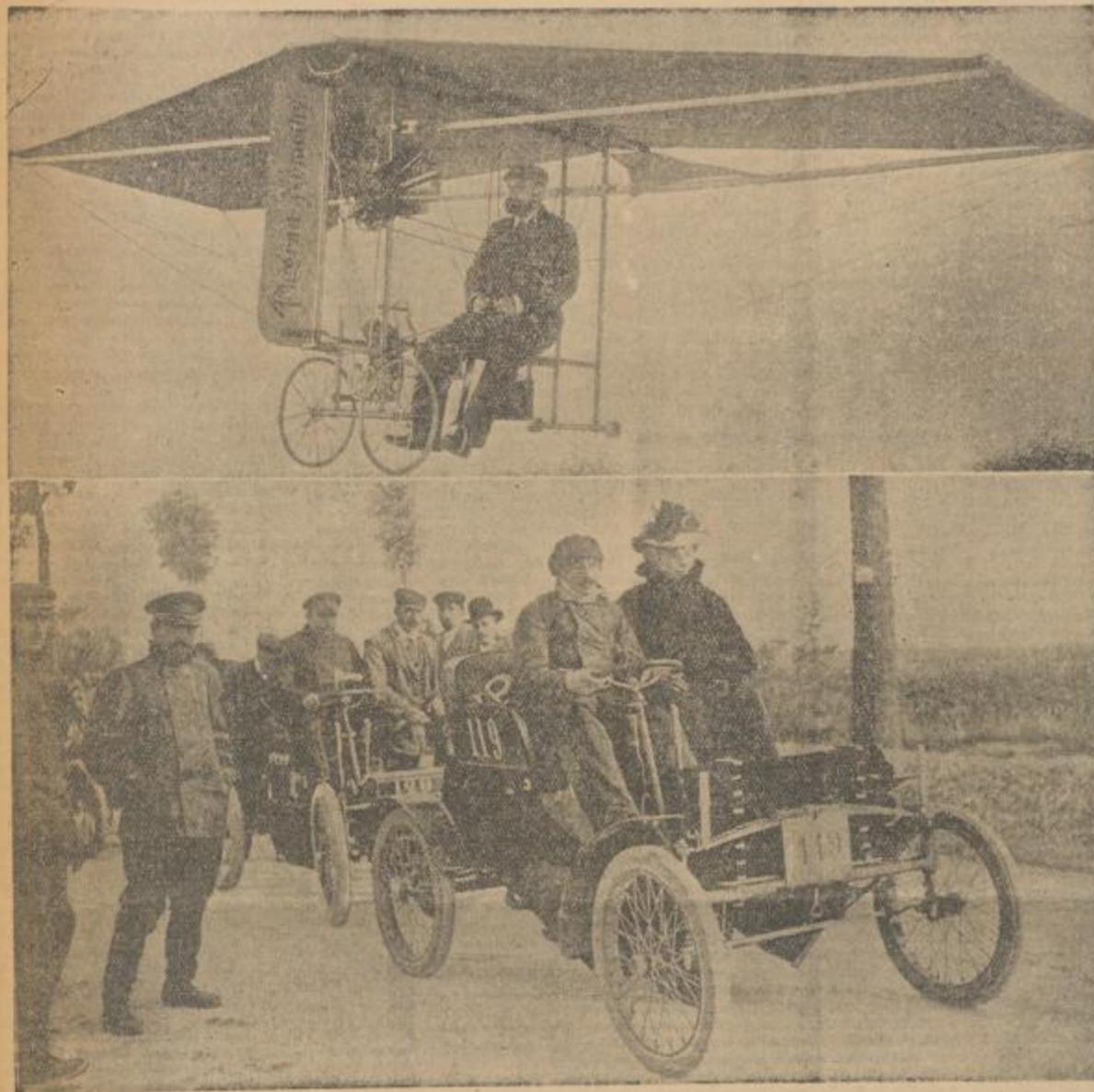
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Abend-Zeitung. 1949-1951 1949

131 (31.12.1949) Beilage

Das Wochenende

— UNTERHALTUNGSBEILAGE —



Bilder — die erzählen

Es war soweit. Der Traum der Menschheit, zu fliegen, war Wirklichkeit geworden. Mit Flugzeugen, die oft nicht anders als vergrößerte Drachen aussahen, eroberten die ersten wagemutigen Männer den Luftraum. Der Blick der Menschen wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts nach oben gefenkt (er ist, die Menschen in den zerstörten Städten wissen es, oben geblieben).

Da geschah es, daß in den ersten Jahren des stolzen Jahrhunderts auf dem Tempelhofer Feld in Berlin die ersten deutschen Flugmaschinen coram publico ihr Flügelschlagen versuchten. Rumpler kam mit seiner „Taube“ nicht recht hoch. „Streu' ihr doch Salz auf den Schwanz“, riefen die schlagfertigen Berliner. Rumpler stieg wieder aus seiner „Taube“, griff sich ein Megaphon und brüllte zur Zuschauertribüne hinüber: „Tausend Jahre habt ihr gewartet, bis der Mensch fliegen kann — da werdet ihr doch die paar Minuten auch noch warten können!“ Die Berliner waren hingerissen — da war einer, der noch schlagfertiger war als sie selbst. Sie warteten noch stundenlang, bis es endlich funktionierte.

„Ich glaube, ich glaube, da oben fliegt 'ne Taube“ schrieb Walter Kollo damals, und ganz Berlin summt mit. Unser Bild zeigt eine der ersten Flugmaschinen, die der Ungar Emil Nemothy konstruiert hat. Die ganze Apparatur wog nicht mehr als 11 kg, besaß einen Motor von $\frac{1}{2}$ Pferdekraft; der Pilot saß rittlings wie auf einem Pferd auf seinem „Flugrad“ — im Feiertagsanzug mit frischgestutztem Vollbart (für den Fotografen).

Die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts ließen auch das Automobil aufkommen, den „Wagen ohne Pferde“. Das untere Bild erzählt von dem Stolz, mit dem die Menschen von damals ihr Werk betrachteten. 110 Automobile starteten im Juni 1901 zur ersten großen Fernfahrt Paris—Berlin, zur ersten großen internationalen Automobilveranstaltung überhaupt. Unser Bild zeigt den deutschen Fahrer Fritz Kirchheim mit seiner Begleitung beim Start in Champigny.

Demals sahen die Autos gewiß „vorsintflutlich“ aus. Aber für die Autofahrer gab es noch keine Grenzschwierigkeiten. Und heute?

Fotos: Historisches Bildarchiv Handke-Berneck.

1900 - 1950:

Die Risse der fünfzig Jahre

Gedanken über Freiheit und Gerechtigkeit / Von Peter Kontadin

Es mag eine wunderliche Erinnerung sein, aber ganz unnütz ist sie nicht. Sie mag persönlich gebunden erscheinen, aber formt aus dem einzelnen sich nicht so oft der Ring, der uns alle umschließt?

Mein Vater war ein Landschullehrer, und er starb, als die erste Hälfte dieser 50 Jahre, die morgen von dem Halb-Jahrhundert hinter uns liegen, abgelaufen war. In den brennenden Schmerz von damals fiel der wunderliche, nicht der Reue bare Gedanke: Wie weit und unerreichbar fern war doch für ihn die Erde geblieben. Gewiß, er hatte der Berge, Flüsse und Städte sicherlich mehr gesehen als viele Menschen seiner Zeit. Aber nie hatten seine Füße die Steine Hamburgs oder Berlins, Münchens oder Frankfurts betreten.

Uns, die jungen Söhne jener Generation, hatte der Krieg über solche Engen hinweggejagt. Für uns waren Reims und Rom, Warschau und Wien, Straßburg und Bukarest mehr als rote Punkte in Atlanten. Die moderne Technik übersprang alle Mauern, und wie im Aufbauwerk des Friedens alles zu „Leute“ ist (das lehrt man uns), so sehr ist im Zerstörungswerk der Macht Kämpfe nicht zu kostenlos (das ist der Brauch unter Schweigen) im zweiten Weltkrieg reisten über noch größere Weiten noch mehr Millionen noch mehr Völker mit noch mehr Aufwand an Technik in Bewegung.

Die Erde ist klein geworden. Die

Menschen sind eng an- und aufeinander gerückt:

Vor 50 Jahren dauerten eine Reise oder ein Briefweg von dem Neuen in den Alten Kontinent einen Monat und darüber. In unseren Tagen trinkt man den Kaffee heute in New York und morgen in Paris. Eine Zeitungsmeldung von Washington bis Hannover läuft heute nur zehn Minuten.

Vor 50 Jahren stoben die Menschen angstvoll auseinander, wenn ein Motorwagen mit 20 Kilometer je Stunde über die Straßen fuhr. Heute gibt es Flugzeuge, die die Schallgeschwindigkeit überrundet haben. Vor 50 Jahren war es noch ein Wunder, daß man von Göttingen bis Kassel über einen Draht miteinander sprechen konnte. Heute hört und sieht man „fern“ über die Ozeane hinweg.

Die Erde ist klein geworden. Die Menschen sind nahe an- und aufeinander gerückt. Der technische Fortschritt hat uns ausgerüstet für den möglichen Genuß eines Reichtums.

Aber sind wir reicher geworden? Sind wir nicht ärmer geworden? Und, was noch schlimmer ist, hat uns nicht alle, ganz gleich, ob arm oder reich eine abgrundtiefe Unsicherheit unseres Lebens befallen?

Vor 50 Jahren: Die Menschen des von sich überzeugten bürgerlichen Zeitalters waren selbstsicher, sie blickten ohne gefährliche Gedanken auf das Morgen und Uebermorgen.

Ihr Leben erschien ihnen ausgeglichen, und es drohten nur für wenige Warner dunkle Wolken vor der täglich aufgehenden Sonne. Für jeden Tag, für jedes Jahr, für den ganzen irdischen Weg lag die Sicht frei und verlief in der fast im voraus zu berechnenden Form.

Die Technik diente dem Fortschritt, sie war nur Freund des Menschen. Sie war dazu da, sie beim Schopfe zu lassen, um „sein Glück zu machen“.

Die Technik wurde Spiegelbild des Menschen und Sinnbild des Erfolges. Sie wurde zur Majestät. Sie verhartete nicht in der Rolle einer dienenden Magd. Sie triumphtierte über die Menschen-Knechte. Sie zeigte auch ihre Krallen. Und da sie ohne Seele auftritt, nur tot, Sache, Materie ist, riß sie Wert und Würde des Menschen blutig. Wir waren ihre Väter und wurden ihre Untertanen.

Das ist wider Natur und Vernunft. Das böse Spiel wurde wirklich, weil die Technik ihre Bewegungen übertrug in das ihr von uns eigens gestaltete gesellschaftliche Gehäuse: die Wirtschaft. Das technische Räderwerk schaltete seine Kräfte dort um in die politischen, in das Verhältnis der Menschen zu- und füreinander, da der eine ohne den anderen nicht atmen kann.

So entstand das große Gegeneinander, das Zeitalter des stärksten Ellenbogens, der brutalen Rücksichtslosigkeit, nicht des tüchtigsten, son-

dern des gewissenlosesten Geldschrank-Menschen. In den vergangenen 50 Jahren spielte es sich zu seinen höchsten, berausenden Gipfeln hinauf und sauste über Krisen, Not und Blutjahre in die tiefsten Tiefen seiner Katastrophen hinab.

Die Wirtschaft hat uns in dem halben Jahrhundert immer begleitet als der Zeityrann, der Seele, Geist und Freiheit des Menschen sich unterwarf. Das politische Feld, der Staat, wurde das Werkzeug. Nach innen durch den Untertanenstaat, der in den Wolken über uns schwebte und seine befehlenden Bittze auf die Kreaturen unten im Staub niedersandte. Der Staat, dessen Kaiser in einer Oeynhäuser Rede die Rekruten auf streikende Väter und Brüder schießen ließ, der Staat, der über das der Zeit entsprechende Geldbeutel-Wahlrecht die politische Gleichberechtigung und Selbstbestimmung verweigerte.

Nach außen wirkte auf dem Pulverfaß von „Wehr und Waffen“ der Herrschaftsanspruch des „ausgewählten Volkes“ über die „minderwertigen“ Völker, — minderwertig, weil sie anderer Sprache, Hautfarbe oder Religion waren —, der Schrei nach dem „Platz an der Sonne“ (Imperialismus).

Im Grundsatz waren Ursache, Wirkung und Ende der politischen Wege gleich, die wir unter dem gefühlvollen und sprunghaften Kaiser zurücklegten oder vor zehn Jahren unter dem blutigen Diktator, wenn auch der eine mehr mit Worten und der andere mehr durch Taten die Warner und die Widerstrebenden vernichtete. Die Freiheit wurde immer klein geschrieben und für machtgerige Abenteuer mißbraucht, und als wir sie in der Weimarer Demokratie erworben hatten, fanden wir nicht die soziale Ordnung ohne die jede Freiheit an ihrer Zügellosigkeit sterben muß.

Nun stehen wir am Schluß dieses halben Jahrhunderts vor dem großen

Scherbenhaufen, sehen die Risse, haben Lehren erhalten durch bitterste Erfahrungen und sind doch Wanderer in das Nichts.

Wir haben die selbstverständliche Sicherheit über das Leben, das unseren Vätern eigen war, verloren. Wir sind ungläubig geworden, auch vor der Technik. Wir sehen sie nicht nur als den Träger des Fortschritts, wir haben die Kehrseite erblickt, sie als den Bringer der grenzenlosen Zerstörung wahrgenommen. Uns alle hat die Angst vor der Zukunft befallen, wir trauen dem Morgen nicht mehr noch dem Uebermorgen. Uns erscheint selbst der Gedanke nicht mehr unmöglich, daß eines Morgens die Sonne ausbleiben könnte.

Nur eins haben wir beibehalten: In der Zeit, in der wir mehr als je zusammenstehen müßten, leben wir noch immer nach den Regeln des materiellen Erfolges, des brutalsten Ellenbogens. Sachwerte von Generationen, die in Minuten zu Schutt und Asche wurden, müssen, so wähen wir, in wenigen Monaten oder Jahren der Erfolgsjagd wieder eingebracht sein, auch wenn aufs neue Menschenwesen wie du und ich darüber einsam in der Ecke umkommen wie in jenen Bombennächten.

Alle Lehren der 50 Jahre und die Notschreie der blutigen Nächte haben uns bis heute nur auseinandergerissen zu einem Angststanz des Wahns und der Besitzgier. Wir sind unsicher, aber nicht sehend, ungläubig, aber nicht wissend geworden. Wir torkein blind auf dem schmalen Grat gesellschaftlicher Entwicklung, der nur dann den Schritt in den Abgrund verhindert wird, wenn wir den Acker der Freiheit und Ordnung zugleich bestellen.

Das geht jeden unter; uns an, auch wenn er die Worte Demokratie und Sozialismus um des bequemeren Heute willen mit Verachtung abtun will.

Fortsetzung auf der nächsten Seite

Das Jahrhundert der Verzweiflung

Versuch einer geschichtsphilosophischen Tröstung

„Hat nicht das 20. Jahrhundert in dem Maße mehr, als es sich seiner Mitte näherte, die Menschheit in einen Seelenzustand zu versetzen vermocht, den sie seit

Jahrhunderten nicht gekannt und der sich wohl gar nicht anders, als mit Verzweiflung bezeichnen läßt?“

Rudolf Kaßner.

Noch leben genug unter uns, die sich erinneren, mit welchen Hoffnungen und Erwartungen der Beginn dieses Jahrhunderts begrüßt wurde. Prosperität und Sicherheit, wohin man blickte, stürmischer und zuversichtlicher Fortschritt auf allen Gebieten, großartige Entdeckungen der Wissenschaft, technische Wunderdinge, in denen utopische Wunschträume Wirklichkeit wurden. Der Mensch erhob sich in die Lüfte. Und alles schien glänzende Garantien für eine glückliche Zukunft zu sein. Zwar hatte es schon im 19. Jahrhundert ein paar Propheten gegeben, die Unheil voraussehen. Goethe zum Beispiel, der sagte, er sähe eine Zeit kommen, wo Gott keine Freude mehr an der Menschheit haben werde und er sie abermals zerschlagen müsse zu einer verjüngten Schöpfung. Oder der seltsame Amerikaner Tocqueville, der in einem 1835 erschienenen Buche sozusagen wortgenau die kritische amerikanisch-russische Konstellation vorausbeschrieb, die wir heute haben; oder der skeptische Schwetzer Jacob Burckhardt und schließlich Nietzsche: „Unsere ganze europäische Kultur bewegt sich seit langem schon mit einer Tortur der Spannung, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wächst, auf eine Katastrophe los, unruhig, gewaltsam überstürzt, wie ein Strom, der ans Ende will.“ Aber wann wurde jemals die Stimme der Propheten gehört?

Die erste Warnung

Im April des Jahres 1912 geschah etwas, dem wir nachträglich eine symbolische Bedeutung zu geben geneigt sind. Ein Wunderwerk der Technik, der englische Riesendampfer „Titanic“, auf seiner Jungfernfahrt begriffen, stieß auf einen Eisberg und sank in die Tiefe. 1500 Menschen fanden den Tod. Hob damals nicht das Schicksal zu einer ersten Warnung den Zeitgenossen? Zwei Jahre später erhob es die geballte Faust und schlug zu. Der erste Weltkrieg brach aus, Millionen starben. Damals tat sich der prophete Abgrund auf, und wir wissen noch kaum, wieviel in ihm versank. Seitdem gibt es keine Prosperität und keine Sicherheit mehr, seitdem ist uns der Fortschrittsglaube und die Anbetung der Wissenschaft vergangen. Seitdem ist uns nichts so fragwürdig geworden wie der Mensch.

Wissen wir eigentlich, was geschehen ist? Wir haben ein paar Namen für das, was geschah: Faschismus, Diktatur, Terror, Vergewaltigung des Menschen, Nihilismus, totaler Krieg, totale Niederlage, Atombombe, Weltkrieg, Flucht ins Elend und neuer Terror. Aber eine dumpe Ahnung sagt uns, daß diese Vokabeln zur Erklärung unserer Situation nicht genügen, daß alle Zahlen der Toten und alle Elendstatistiken keine ausreichende Antwort sind. Denn das alles muß doch, über das Faktische hinaus, so furchtbar und handgreiflich deutlich es sein mag, etwas bedeuten!

Die Frage nach dem Sinn

Damit werfen wir die beunruhigende Frage nach dem Sinn des Geschehenen auf. Zugleich wird uns bewußt, daß uns auch eine Auskunft über jüngste Geschehnisse oder ge-

genwärtige Zustände nicht befriedigen kann, wenn wir sie nicht in größeren Zusammenhängen sehen. Mit anderen Worten: Wir fragen nach dem Sinn der Geschichte überhaupt.

Hat aber die Geschichte einen Sinn? Ist sie nicht das Sinnlose und Sinnlose schlechthin? Ein Chaos zufälliger Ereignisse, eine Kette grauig banaler Wiederholungen und dunkler Verhängnisse, mit kurzen Lichtblicken des Glücks, gleich Inseln, die der reißende Strom der Zeit eine Weile verschont und dann doch wegreißt? Hat vielleicht Max Weber recht, der einmal sagt, die Weltgeschichte sei eine Straße, die der Teufel mit zerstörten Werten pflastert? Und wenn es so wäre: Was haben wir noch zu erwarten?

Es fehlt uns nicht an Deutungen des Geschehenen, an Sinngebungen der Geschichte, nicht einmal an Prognosen für die Zukunft. Natürlich ist von jemandem der in die Bedrägnisse des Augenblicks verstrickt ist und in erster Linie seine eigene Not sieht, keine zuverlässige Antwort zu erlangen. Befragen wir also die Geschichtsphilosophie, ob sie uns eine einigermaßen tröstliche Erkenntnis zu bieten hat.

Zwischen Angst und Hoffnung

Als der erste Weltkrieg dem Selbstbewußtsein des modernen Menschen jene Schlappe beigebracht hatte, von der er sich noch nicht erholt hat, trat Spengler auf und verkündete, ein echter Jünger Nietzsches, den Untergang des Abendlandes. Er tat es im Rahmen einer bestechenden Geschichts- und Kulturphilosophie, die den einzelnen Kulturen den biologischen Charakter von Organismen zuspricht; sie haben eine bestimmte Lebensdauer, sie erstarren und vergehen schließlich, nachdem sie ihre Gestalt ausgebildet haben. Auch der Engländer Toynbee sieht die Menschheit sich in einer Reihe von Geschichtskörpern entfalten. Aber die Frage ihres Dauerns und Vergehens läßt er offen, jedenfalls gilt für sie nicht die blinde Notwendigkeit biologischer Lebensalter wie bei Spengler. Als christlicher Denker gesteht Toynbee dem Menschen wenigstens die Freiheit des Handelns und der kulturellen Bestimmung zu. Einen betont christlichen Geschichtsblick gibt auch der Schweizer Max Picard. Er sieht die verzweifelte Situation des modernen Menschen und den rapiden Sturz der Geschichte unter dem großartigen Bilde der Flucht der Menschheit vor Gott, die zugleich eine Flucht zu Gott ist, womit der Geschichte ein Ziel und ein Sinn gegeben wird, der außerhalb ihrer liegt.

Es ist sehr bezeichnend, daß bei Denkern wie Ortega y Gasset, Karl Jaspers, Rudolf Kaßner bestimmte

Ausdrücke wiederkehren, wenn es darum geht, die innere Verfassung des modernen Menschen zu beschreiben, die zu bestimmten geschichtlichen Geschehnissen geführt hat oder in ihnen sich verrät. Ohne Zweifel fixieren Worte wie „Angst“, „Verzweiflung“, „Unsicherheit“, „wesenhafte Krise“ innere Tatbestände, die jeder von uns in sich selber nachprüfen kann. Aber es ist ebenso bezeichnend, daß diese Worte nicht nur eine negative Bedeutung haben, sondern auch eine positive Färbung annehmen können.

So findet sich bei Kaßner ein bemerkenswerter Passus über die Angst. Er sagt von ihr, daß sie den einzelnen mit dem Kollektiv verbindet wie ein Meer die Küsten und daß alle Anstrengungen des denkenden Menschen darauf gerichtet seien, mit Gedanken, Lehren, Vorschlägen, Plänen diese Angst zu bannen. Sie wird also zum rettenden Ansporn. Und Jaspers sieht in der „vitalen Angst“, von der die Menschheit heute gepackt ist, nahezu eine letzte Chance, um künftigen, schon als furchtbare Möglichkeit sich ankündenden Verhängnissen zu entrinnen. „Die Angst ist zu bejahen. Sie ist ein Grund zur Hoffnung.“

Für Ortega y Gasset aber ist die Verzweiflung beinahe identisch mit dem Leben selbst, zumindest ist sie seine „radikale Form“. Und daß wir sie als radikal, an die Wurzeln gehend, empfinden, bedeutet nicht weniger, als daß die Menschheit heute, ob sie will oder nicht, auf ihrem Wege „eine andere große Kurve nehmen“ muß. Es ist in dem gewaltigen Drama, als das Ortega das Leben und die Geschichte sieht, wieder einmal eine Peripetie, ein Umschwung und Abstieg fällig. Jene Daseinsform des „modernen Menschen“, zu der die Renaissance den Grund legte, hat heute alle ihre Möglichkeiten erschöpft. Wieder erlebt die Menschheit eine „Stunde furchtbarer Verwirrung“, wie sie allen Epochen der Erneuerung vorausgeht. Und diesmal ist die Krise „wesenhaft“. Sie betrifft nicht nur einzelne politische, wirtschaftliche, gesellschaftliche Formen und Institutionen, sie sitzt im Kern des Wesens Mensch, und sie besteht darin, daß sich der Mensch im Übergang, in der Unentschiedenheit zwischen alten und neuen Glaubensüberzeugungen befindet. Noch scheinen wir in reinem Verlust zu leben, noch ist alles in der Schwebe, noch ist vor allem jene eine Frage nicht entschieden, in der alle Geschichtsdenker eine Kardinalfrage sehen: der Massenmensch, des Verhältnisses des einzelnen zum Kollektiv.

Mensch und Kollektiv

Mit der Lösung dieser Frage fällt die Entscheidung über das künftige

Schicksal des Menschen auf unserem Planeten. Daß sich das Gesicht des Menschen ändern wird, scheint außer jedem Zweifel zu stehen. Der Liberalismus, der Individualismus, wie ihn das 19. Jahrhundert propagierte und nicht ohne Stolz lebte gehört der Vergangenheit an. Der Aufstand der Massen, dem der Spanier ein berühmtes Buch widmete, hat eine neue Situation geschaffen. Denn die Formierung der Kollektive wirkt formend auf den Menschen zurück. Unsere ersten Erfahrungen mit den Kollektivbildungen haben uns längst darüber belehrt, welche Gefahren hier dem Menschen drohen. Es kann ihm geschehen, daß sich sein Gesicht nicht nur verändert, sondern daß er es verliert. Und es ist nicht einmal sicher, ob er diesen Verlust überhaupt bedauert. Denn der Mensch, seiner persönlichen Ohnmacht vor der riesigen Staatsapparatur sich bewußt, von Lebensangst gefoltert, nach allen Seiten hin ungesichert, wenn er sich als einzelner hält, kann im Kollektiv eine neue Möglichkeit der Geborgenheit, zugleich auch des Sichverbergens erblicken. Das darf nicht übersehen werden, aber ebensowenig das, was er aufgibt: die Freiheit der persönlichen Entscheidung, die Würde der eigenen Verantwortung, die Möglichkeit der Selbstbestimmung. Und was bleibt dann vom Menschen?

Der Sozialismus als „Wortführer“

Karl Jaspers, der soeben eine neue Geschichtsphilosophie vorlegt („Vom Ursprung und Ziel der Geschichte“, R. Piper & Co., München), wäre ein schlechter Philosoph, betonte nicht auch er mit allem Nachdruck die ungeheure Gefahr, die in dieser Zeit einer radikalen Wende und alles verändernder Geschichtsvorgänge über den Menschen gekommen ist. „Während alle früheren Geschichte mit ihren Ereignissen die Substanz des Menschseins wenig betraf, scheint jetzt diese Substanz selber in Fluß gekommen, in ihrem Kern bedroht.“ Mit unerbittlicher Deutlichkeit ist den Terrorismus des nationalitistischen Regimes und anderer totalitärer Systeme erinnernd, bekennt er die tiefe Sorge, daß der Mensch sich verlieren könne in ein Leben ohne Freiheit und ohne Erfüllung, in eine dunkle Posheit ohne Humanität, daß er zum Unmenschlichen entarten könne. Wie Kaßner weist auch Jaspers darauf hin, welche Rolle bei dieser Entmenschung der Kollektivismus gespielt hat, indem der einzelne jederzeit die Verantwortung auf das Kollektiv abwälzen kann, auf einen unpersönlichen Ueberwillen, dem er sich unterworfen hat.

Dabei weicht Jaspers dem Problem der Masse keineswegs aus. Die

Massen, die heute zu einem entscheidenden Faktor des geschichtlichen Geschehens geworden sind, sind aus einem modernen Geschichtsbild nicht mehr wegzudenken. Die Situation zwingt den Menschen in das Massensein, wie sie den Gang der Dinge durch die Massen erzwingt. Doch sieht Jaspers in der Masse nichts Endgültiges, sondern eine vorläufige geschichtlich bedingte Form des Menschseins. Und da auch in der Masse jeder einzelne noch Mensch bleibt, können von den einzelnen bei die Inmense kommen, die zur Wiedergewinnung des Menschseins aus dem Massensein herausführen.

Indem Jaspers nicht nur die Existenz sondern auch die Seinberechtigung der Massen und der mit ihr gegebenen Forderungen anerkennt, fordert und verteidigt er auch den Sozialismus als den „Wortführer aller Tendenzen“, die auf eine neue und gerechte Daseinsordnung ausgehen. Er legt sich dabei weder auf den Marxismus fest noch sonderslich mit ihm an, nennt aber immer wieder unter den Kräften, die die gegenwärtige und künftige Welt gestalten werden, den Sozialismus an erster Stelle.

Die Einheit der Erde

Im übrigen läuft das Geschichtsbild, das Jaspers entwickelt, keineswegs auf einen resignierenden Pessimismus hinaus. Das Neue und in gewissem Sinne Kühne an dieser Geschichtskonzeption ist, daß Jaspers ernst macht mit der Einheit der Weltgeschichte. Ähnlich wie der Engländer H. G. Wells (siehe er den Glauben an die Menschheit verlor!) bietet Jaspers die „Glaubensthese“ an, daß die Menschheit einen einzigen Ursprung und ein Ziel habe. Beides, Ursprung und Ziel, sind unserem Wissen zwar entzogen, wohl aber als Glaubensmöglichkeiten gegeben und auch als Tatsächlichkeiten aus den Fakten der Geschichte, soweit sie uns zugänglich sind, zu erschließen. Indem Jaspers von der Verstreutheit und Lokalisiertheit früherer Geschichtsvorgänge und vom Fürsichwachen einzelner Kulturkreise weg- und auf die Wirklichkeit des 20. Jahrhunderts hinblickt, sagt er:

„Unsere geschichtlich neue, erstmals entscheidende Situation ist die reale Einheit der Menschheit auf der Erde. Der Planet ist für den Menschen zu einem verkehrstechnisch beherrschten Ganzen geworden, ist „kleiner“, als es das römische Imperium war. — Die Weltgeschichte als eine einzige Geschichte des Ganzen hat begonnen. — Es gibt kein Draußen mehr. Die Welt schließt sich. Die Erdeinheit ist da. Neue Gefahren und neue Chancen zeigen sich. Alle wesentlichen Probleme sind Weltprobleme geworden, die Situation eine Situation der Menschheit.“

Frellich, noch sind wir alle, die einzelnen wie die Völker, allzu heftig bedrängt von den Nöten, die wir in unserm engsten Bereich vorfinden. Aber es wird sich ein „Bewußtsein der Universalität“ entwickeln, in dem künftig alle Entscheidungen über das Menschsein getroffen werden. Denn während alle früheren Wendezeiten lokal waren, der Ergänzung durch anderes Geschehen an anderen Orten fähig, bei ihrem Scheitern eine Rettung des Menschen durch andere Bewegungen möglich sein ließen, ist jetzt, was geschieht, absolut entscheidend.

Weltordnung als Aufgabe

Das, was geschehen muß, ist nach Jaspers Meinung die Weltordnung. Eine Aufgabe, die utopisch erscheinen könnte, zeichnen sich nicht doch schon im Wirrwarr unserer Weltverhältnisse die Voraussetzungen zu ihrer Lösung deutlich ab. Diese Lösung wird nicht leicht und nicht von heute auf morgen herbeizuführen sein. Und sie setzt voraus, was wir in unserer Drangsal am wenigsten besitzen: Geduld, Zuversicht, Glauben.

Aber alles Schwierige, fast Unmögliche, unsere Kraft Uebersteigende ist auch das Verlockende. Vielleicht dürfen wir die drei „inhaltsschweren“ Worte: Geduld, Zuversicht, Glauben als gute Talismane nehmen für den Weg in die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts. Wir werden sie nötig haben auf diesem Wege, denn er wird schwer sein und immer wieder gefährlich. Dabei sind wir es so müde geworden, gefährlich leben zu müssen. Sorgen wir wenigstens dafür, daß wir nicht selber leichtfertig neue Gefahren hereinbeschwören. Und nehmen wir noch ein Wort Ortega y Gasset mit in unser geistiges Gepäck: „Weder die Welt noch der Mensch sind. Alles ist unterwegs, man muß neue Tugenden im Menschen schaffen, die es ihm erlauben, energisch und heiter inmitten der radikalen Unruhe zu leben.“ Friedrich Ruchle

Die Risse der fünfzig Jahre

Fortsetzung

Zwei Tatsachen bringen die Notwendigkeit dieser Gestaltung an der Schwelle der zweiten Jahrhunderthälfte besonders an uns heran.

Die erste ist die Entdeckung der Atomenergie. Alle Technik blieb bisher artig im Rahmen der Wirtschaft.

Dieser technische Fortschritt drängt boshaft zum erstenmal an die gesellschaftliche Hölle und droht, sie zu durchstoßen. Die UNO will planen, will ordnen, um ein grauenvolles Ende der Erdgeschichte aufzuhalten. Können wir noch an die Predigt glauben, wenn das zügellose, freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte als die Religion des brutalsten Ellenbogens verkündet wird?

Die andere: Die Erde ist nicht nur klein geworden, sie ist auch vergehen. Sie ist so klein geworden, daß sie in unseren Tagen von nur zwei imperialistischen Weltreichen überdeckt wird, dem russischen von der Oder bis zum Stillen Ozean, dem amerikanischen vom Pazifik bis zum Atlantik. Dort ist die Freiheit zu Grabe getragen und die „soziale Ordnung wider Menschenrecht und Menschenwürde“ geschaffen, hier regiert die politische Freiheit und zugleich die liberalistische Oekonomie mit ihrer sozialen Willkür.

In ihrem Schaffen liegt Europa, die Mutter der Kultur, und ihr imperialistisches Rechtsdasein ist unüberbringbar verloren.

Die beiden Weltreiche drohen unseren Erdteil zu verschlingen. Freiheit



„Aufgelassen“ — Szene aus dem sozialen Elend der Großstadt. Zeichnung von Dante Gabriel Rossetti. London, Britisches Museum.

und soziale Ordnung kann er nicht abschreiben und importieren, wenn er mehr als ein Satellit bleiben oder in dem Aufeinanderprall nicht untergehen will. Der Ausweg des still, aber zäh wirkenden katholischen Totalitarismus verbürgt mit seinem Ständestaat das Grab der politischen und geistigen Freiheit und wird den steinernen Acker der sozialen Ungerechtigkeit und Abhängigkeit nur mit ein paar Feldblumen zu verzieren haben.

Ein selbständiges und freies Europa wird nur entstehen können in der Ueberwindung der nationalen Grenzen und in der Luft der „Dritten Kraft“, die der Freiheit der Menschen die Ordnung der sozialen Gerechtigkeit beigelegt.

Wenn wir uns die Völker und ihre Gedankenwelt ansehen, mit der sie das Jahr 1950 betreten, so könnte der Kleinmut über uns kommen. Aber immer sind die Besten in die Risse der Zeit gesprungen, und nie wurde der Geist getötet, auch wenn das Wort verboten war.

Deshalb wird in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts der ewige menschliche Kampf gegen die Tyrannei weitergehen. Er hat die Tyrannei eines kirchlichen Dogmas ebenso überwunden wie den Absolutismus der Könige. Wir haben den Kampf zu führen gegen die Tyrannei unserer Zeit: die Tyrannei der Oekonomie und die Tyrannei des Staates. Das gilt für alle, die guten Willens sind und die ohne Freiheit, Recht und Würde nicht leben können.

BEGEGNUNGEN AM RANDE EINES HALBEN JAHRHUNDERTS

... auf Liebe eingestellt

Gemessen am Tempo der Zeit stellen die Schlager mehr oder weniger glückliche „Eintagsfliegen“ dar. Das kam mir zum Bewußtsein, als mein Sohn den Schlager „Wenn der Helm in Rio ist“ mit nach Hause brachte. Ein tolles Stück, eine richtige Samba. Vorher war der „Theodor im Fußballtor“ aktuell. Der ist aber längst passé. So rasch fliehet bei uns die Zeit...

Da mag es ganz amüsant sein, im Schlagerbuch der letzten fünfzig Jahre zurückzublättern. „Ach, ich hab sie ja nur auf die Schulter geküßt“ stellte einst einen gewagten „Gipfel“ des Operettenliedes dar. Es hat bereits ein halbes Jahrhundert auf dem Buckel und ist immer noch unsterblich. Aber gemessen an den „Taten“, die später kamen, erscheint uns dieser gute alte Schwerebötter Millöcker geradezu harmlos.

Auch Lincke gehört mit seinem Glühwürmchen-Idyll, mit seinem „Heimlich, still und leise...“ und mit seinem auftrumpfenden „Immer an der Wand lang“ noch durchaus dem „unschuldigen“ Zeitalter an.

Ja, es fing so harmlos an. „Die lustige Witwe“ konnte noch von sich behaupten: „Ich bin eine anständige Frau!“ und da war keiner, der es ihr nicht auf den ersten Blick glaubte. Denn die Melodie hat es in sich, uns auf echt Leharisch zu verführen. Der süßen Verzäuberung „Dein ist mein ganzes Herz“ — wer konnte ihr widerstehen?

Aber da wurden im Wirrwarr der Jahre nach dem ersten Weltkrieg Cassenhauer laut, bei deren entwandender „Blütenlese“ es uns noch heute schwindlig wird. „Wer hat denn den Käse zum Bahnhof gerollt?“ oder „Meine Oma fährt im Hühnerstall Motorrad“ oder „Was machst Du mit dem Knie, lieber Hans, beim Tanzen?“ und wie all die schönen Sachen hießen.

Dieses „Sündenregister“ ließe sich beliebig fortführen. Es gehört gleichsam der Sturm- und Drangzeit des Schlagers an. Aber es ging wieder bergauf, als Tonfilm und Rundfunk die Welt der Schlager befruchteten. Der Filmstar als der Liebling des Publikums befeuerte die Textfabrikan-ten.

Später ließ uns Marlene Dietrich keine Ruhe mehr mit ihrem tollen Song: „Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt.“

Die Liebe und das Herz spuken in tausenderlei Varianten durch die Schlager. Ja, das waren noch Zeiten, manche sagen „klassische“ Zeiten des Films: „Der blaue Engel“. Aber es waren auch vollkommene Nietensdabei, die einmal in aller Munde waren. Nicht alle wurden so populär wie „Kannst Du pfeifen, Johanna?“ oder Rotters „Ich küsse Ihre Hand, Madam“ im Rhythmus des Foxtrotts und des Tangos wirbelten all diese Melodien durch die Welt und eines Tages zog Sarah Leander aus der Erinnerung an die „Regentropfen, die an mein Fenster klopfen“ der Weisheit letzten Schluß: „Ich steh' im Regen und warte auf Dich“.

Sogar während der „Tausend Jahre“ konnte es vorkommen, daß der Optimismus über alle grausame Ernüchterung hinwegzutäuschen versuchte: „In meiner Badewanne bin ich Kapitän“ oder „Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern!“ Nun, ein wenig später hat es uns dann doch erschüttert...

Nach dem Krieg haben wir uns an amerikanisches Tempo gewöhnt, ob es nun Swing, Boogie-Woogie oder Samba hieß. Von unserer eigenen Produktion haben wir die „Eingeborenen von Trizoneston“ fast wieder vergessen. Wir wissen ja, was Schlager für ein kurzes Leben haben. Was ist im Augenblick das Aktuellste? Ich will mal meinen Sohn fragen. Ich glaube er schwärmt gegenwärtig vom „Hafen von Adano am blauen Meer“.

E. L.

Schon wenn uns ein Ausflug der Gedanken nur in einen Monat der letzten fünfzig Jahre zurückführt, müssen wir vor der Fülle der Ereignisse, die wir Erinnerungen nennen dürfen, weil wir alle halten, sie zu formen und von ihnen geformt wurden, kapitulieren. Man möchte hier beobachten und dort verwetten, dieses entdecken und jenem neu begegnen. Ein Bummel aber ist keine Forschungsreise und ein Bummel per Gedanken quer durch fünfzig Jahre schon gar nicht. Wir sollten uns deshalb in dieser Silvesternacht vorstellen, es sei plötzlich wieder Sommer geworden, die Hitze des Tages habe einer die Haut umschmelzenden milden Wärme Platz gemacht, und man ginge allein oder besser zu zweit den Strand eines riesigen Meeres entlang. Das Meer aber ist nicht mit Wasser gefüllt, sondern voll von ungezählten Erinnerungen. Hin und wieder rollt dann aus dieser plätschernden Unendlichkeit eine Welle, eine Erinnerung, auf den Strand, und ehe sie von dem trockenen Boden der Gegenwart aufgesogen wird, finden wir doch Zeit, sie näher anzuschauen, uns von ihr erfreuen, betrüben oder erschrecken zu lassen. Nur von einigen solcher Strandspritzer kann auf dieser Seite berichtet werden.

Großes Lob dem Kleinen

Die Erfinder der kleinen Kleinigkeiten hat die launische Weltgeschichte in ihrem Hauptbuch für das 20. Jahrhundert natürlich nicht vermerkt, es sei denn, daß sie durch ihre Erfindungen Millionäre wurden.

Aber in den dickleibigen Schwarten der Patentämter marschieren die echten und unechten Genies gleich zu Abertausenden auf: mit Blitzableitern für Regenschirme, kohlengeheizten Stiefeln, Nachttöpfen mit Musikbegleitung (Sonderangebot: Topf mit Schlager „Stehste woll, da kimmt er!“) und Suppenterrinen, die sich von einem kleinen Motor angetrieben, über die Festtafel bewegen sollten.

Ein fauler Zauber war es anfangs mit dem Reißverschluss. Diese sensationelle Eingebung des Chicagoer Ingenieurs Whitcomb L. Judson hatte damals nur den einen Nachteil, daß sich niemand für sie interessierte. Nur ein kleiner Zauberer bemächtigte sich der Neuligkeit und erzielte mit

Bummel retour

Am 1. Januar des Jahres 1900 begegneten die Leute in Deutschland einer Dame mit gepanzertem Busen, Krone auf goldblondem Loreleyhaar, Schwert und Oelzweig im Arm. Für ein paar Pfennige war sie von diesem Tage an zwanzig Jahre lang jederzeit zu haben, Germania, das Deutschland symbolisierende Prachtweib auf der neuen Briefmarke. Neben ihrer postalischen Verwendung war die Germania unentbehrliches Requisit bei vaterländischen Veranstaltungen und gab solch sensationellen Tänzen wie dem „Heil-Dir-Germania-Kotillon“ Titel und Würde.

Nicht weniger würdevoll trat fünf Jahre später Wilhelm Voigt als Hauptmann von Köpenick in Erscheinung. Der „Simplizissimus“ schlug vor, dem Schuhmacher, Zuchthäuser und Volksliebhaber Voigt den Friedensnobelpreis zu verleihen, weil es ihm in unübertrefflicher Weise gelungen ist, den Militarismus lächerlich zu machen.

Keine geringere Sensation für die ganze Welt war 1911 das geheimnisvolle spurlose Verschwinden von Leonardo da Vincis „Mona Lisa“ aus dem Pariser Louvre. Der Diebstahl blieb unauferklärt, bis zwei Jahre später der Dieb, ein Italiener, der den kostbaren Schatz aus patriotischen Gründen gestohlen haben und ihn nun an den italienischen Staat verkaufen wollte, sich selbst meldete. Er kam ein Jahr ins Gefängnis und die „Mona Lisa“ an ihren alten Platz im Louvre.

Als Charles Lindbergh am 21. Mai 1927 als erster den Atlantik in westöstlicher Richtung im Nonstopflug überquert hat, empfängt ihn in Paris neben 25 000 Dollar und gewiß ebensoviel anderen Ehrungen unter den Zehntausenden auf dem Flugplatz Le Bourget auch Josephine Baker, die schwarze Venus, die damals bereits mit ihrer exotischen Erotik zu den Persönlichkeiten wie Lindbergh, Greta Garbo, Asta Nielsen, Charlie Chaplin oder Nürmi gehörte, denen jeder gerne einmal begegnet wäre.

Zwei Jahre später erlebten auch die Besucher der deutschen Kinos ihre erste Begegnung mit dem Tonfilm. Es dauerte noch ein Weilchen, bis eine herzliche ständige Freundschaft daraus wurde. Leider reagierte man sehr viel weniger zurückhaltend, als sich 1933 das tausendjährige Reich der Welt präsentierte.

Am 23. August 1939 begegneten sich Stalin und Ribbentrop im Kream, und am 26. April 1945 amerikanische Truppen und die Rote Armee an der Elbe. Dazwischen liegt die Zeit des Grauens, der Tränen und des Leids.

Seither sind wir der Demokratie, dem New Look, Veronikas, amerikanischen Zigaretten, der Währungsreform, Demontagen, Thomas Manns Worten und Werken, Hollywoods Filmen, Goethe und dem Fußball-Toto begegnet.

Die schönste, die am sehnlichsten erwartete Begegnung, die mit dem Frieden, haben wir noch nicht erlebt. Ob 1950 sie bringt? Muck

Erich Kästner

Punschgedanken

Man soll das Jahr nicht mit Programmen beladen wie ein krankes Pferd. Wenn man es allzusehr beschwert, bricht es zu guter Letzt zusammen.

Je üppiger die Pläne blühen, um so verzwickter wird die Tat. Man nimmt sich vor, sich zu bemühen.

Und schließlich hat man den Salat. Es nützt nicht viel, sich rotzuschämen, es nützt nichts, und es schadet bloß, sich tausend Dinge vorzunehmen. Laßt das Programm! Und bessert euch draußlos!

Ihr die überraschendsten Tricks. Er zauberte so lange, bis er endlich einen Geldmann angelte.

Man muß überhaupt die richtigen Einfälle zur richtigen Zeit haben, so wie der Herr Textilreisende Gillette, der sich eines Morgens in einem Hotel vor dem Soireel über seine mangelnden geschäftlichen Erfolge im allgemeinen und das verfluchte Rasieren mit einem Messer im besonderen ärgerte. Man müßte... dachte er und kratzte sich am Sinn, kaufte ein halbes Kilo Millimeterstahl und fing an zu experimentieren. 22 Jahre hatte Herr Gillette zu kämpfen, bis er endlich eine Million seiner Gillette-Rasier-Klingen zum einzelnen Gebrauch abgesetzt hatte.

Die letzten Jahre endlich entzückten die Raucher durch die Zigarettenzelta mit Kippenauswurf und die zweifelhafte Zigarettenmaschine, die ein Frankfurter 1945 erfunden haben will. Der „Knirps“ ist ein Kind des verfluchten Halbjahrhunderts wie die Krausspanne, der Kesselschreiber und das abwaschbare Papier.

Ein Vorschlag für 1951: eine automatische Fingerringelschneide- und -reinigungsmaschine. C. H. K.



Ein Zeitalter wird geboren

Silvesterabend 1899 in der „Moulin rouge“ in Berlin. In einer Atmosphäre von Reichtum und Prunk, von bürgerlicher Züchtigkeit und zukunfts-gläubigem Enthusiasmus wurde von der Berliner „Gesellschaft“ das 20. Jahrhundert, das „Jahrhundert des Glücks“, empfangen.



Die Nachwelt flieht dem Wimen keine Kränze

Namen, die heute nur noch einem kleineren Kreis bekannt sind und bei deren Nennung vor fünfzig Jahren die Welt in Begeisterung ausbrach: Enrico Caruso als „Bajazzo“ in Berlin (Bild rechts) und Anna Pawlowa, die russische Tänzerin, in der Tanzschöpfung, die ihren Ruhm um die Erde eilen ließ: „Der sterbende Schwann“.



Paris: Schaufenster einer neuen Welt

Die Weltausstellung in der französischen Hauptstadt im Jahre 1900 versuchte, die Frucht und den Ueberfluß zu verdeutlichen, die dem neuen Jahrhundert das Gesicht geben sollten. Fünfundzwanzig Nationen zeigten ihre Erzeugnisse. Ein nur für die Ausstellung erbautes, leenhalt erleuchtetes Wasserschloß sollte zum Symbol des Jahrhunderts werden.

Und wieder also runden sich die Jahrzehnte zu einer goldenen Zahl. Und immer wieder sind solche Jubiläen begründeter Anlaß zu ernsthaftem Rückblick. Und immer wieder, wenn alle Welt sich an große Geschehnisse erinnert, können sich die Frauen nicht der kleinen Bemerkung enthalten: „Damals trug man doch...“

Dabei hat auch diese kleine Bemerkung ihr Gewicht im Ablauf der Geschichte, denn das Kleid der Frau ist wie eine Inkarnation ihres Daseinsfähigkeits, und das Dasein der Frau — gerade seit Beginn dieses unseres Jahrhunderts, wurde begonnen, es zu beachten.

Aus der Krinolinen heraus und hinein ins neue Jahrhundert stiegen die Damen der Schöpfung. Aus den Biedermeierpuppen wurden Frauen, die nur noch einen einzigen Unterrock trugen, sich zwar noch gern und äppig mit

Rüschen und Spitzen verhüllten, aber, wenn auch noch nicht die Zähne, so doch ganz gern unter dem geschickt gefalteten Rock die spitzbeschuhten Füße zeigten. Die schreien dann um 1920 im kleinen Schnürstiel schon noch weiter aus, denn inzwischen ist der Rocksum um einiges höhergerückt, und der weibliche Anzug hat unverkennbar eine sportliche Note bekommen. Das war auch die Zeit, da der Kampf für und wider das Korsett nicht nur die Mode-, sondern auch andere Spalten der Zeitungen füllte, und inzwischen war ein Krieg angebrochen und beendet worden, der auch die Frauen zu eigenen Überlegungen und tatkräftigem Zutun geführt hatte. Und sie schienen begierig, ihre Wandlung auch äußerlich zu bekunden. Das waren die Zeiten, da die Kleider die traditionellen Linien einfach ignorierten oder ihnen sogar entgegenwirkten. Immerhin, die bis

zum Knie entblößten Beine hatten weitzumachen, was oben an Reizen verhüllt wurde.

Aber es blieb nicht so. Langsam stahlen sich die Glocken, die Spitzen, die bunten Bänder wieder in die weibliche Mode, und die neueste Nachkriegszeit, in der die Ebenbürtigkeit der Frau über jeden Zweifel erhoben ist, sieht die Frau im wahrhaft fraulichen Gewande

Sie hat es nicht mehr nötig, sich männlich zu verstellen, da nun gerade ihre Fraulichkeit die Siege erringen soll, die noch zu erringen sind. Und so scheut sie sich nicht, nach der hitzersten und kältesten Zeit die sie über sie hereinbrach, in ein Kleid zu steigen, das Anmut verheißt. Das hübscheste Kleid des Jahrhunderts (zu dem sie vor einigen Jahren noch „Unmöglich!“ sagte). Aber so wird es immer sein. R-t.



1900



1915



1930



1950

Herr Rotterdam steht am Fenster

Eine fast philosophische Geschichte

„In Pompeji“, sagt Herr Rotterdam, „in Pompeji haben sie doch seinerzeit die Ausgrabungen gemacht, und da konnten sie doch genau sehen, wie die Leute früher gelebt haben.“

„Was geht uns jetzt noch Pompeji an, Asmus“, meint Frau Rotterdam und hört auf, ihren Kuchenteig zu bearbeiten. „Wir müssen zusehen, daß wir jetzt und hier mit der Welt zurechtkommen!“ Und sie geht wieder an ihre Arbeit.

„Nicht gleich so hastig, Hilde!“ Herr Rotterdam läßt seine Zeitung sinken. „Ich überlege mir gerade etwas.“

Asmus Rotterdam, der rundliche kleine Straßenbahnführer mit dreißig Jahren, steht auf aus seinem Sessel in der Ecke der Küche und geht ans Fenster.

„Hilde“, sagt er und blickt in den Hof hinunter, „überleg dir doch mal: Heute ist kein gewöhnlicher Silvesterabend, so etwas wie heute gibt's nur einmal alle fünfzig Jahre!“

„Wollen hoffen, Asmus, daß man nicht sagen wird: Das gab's nur einmal, das kommt nie wieder“, unterbricht Frau Rotterdam, immer noch um ihren Kuchenteig bemüht.

„Ich denke ganz ernsthaft daran, was jetzt wäre, wenn hier auf uns ganz plötzlich ein Aschenregen niedergeht wie damals über Pompeji, und wenn uns die Asche genau so einpökelt und konservieren würde“, erzählt Herr Rotterdam weiter, und die Fensterscheibe, vor der er steht, läuft an von seinem warmen Atem.

Frau Rotterdam ist fertig mit dem Kuchen. „Hör auf mit deinem Aschenregen“, sagt sie. „Hilf mir lieber, den Backherd anzuzünden.“

Dagegen komme ich mit meiner Philosophie nicht auf, denkt Asmus Rotterdam, und er holt seine Streichholzschachtel aus der Tasche und ründet die Gasflammen unter dem Ofen an. Aber der Gedanke läßt ihn nicht mehr los.

„Heute ist das ja anders, heute gibt es Archive und Museen und Bibliotheken“, spricht er vor sich hin.

Frau Rotterdam hat das Kuchenblech in den Ofen geschoben. „Was hat denn das alles mit Pompeji und dem Aschenregen zu tun?“ fragt sie und geht zum Fenster.

„Ich habe mir gedacht“, erläutert Herr Rotterdam, „was wohl der alte Herr Schliemann — so hieß der Mann, der Pompeji ausgegraben hat — was



der wohl vorfinden würde, wenn er in einigen tausend Jahren hier vorbeikäme und mit seinem Spaten zufällig an unseren Schornstein ankratzte“, spinnert Herr Rotterdam seinen Gedanken weiter. „Nehmen wir mal an, alles wäre verbrannt, alle Archive, alle Bibliotheken, und gerade unsere Wohnung hier wäre übriggeblieben. Und Herr



„... zwei Kinder gehabt, laß mich aussprechen, Asmus! Und es ist uns unerklärlich, wie die Frau mit dem Geld überhaupt auskommen konnte, würde dein Herr Schliemann sagen!“ erzählt Frau Rotterdam zu Ende.

„In der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts...“ will Herr Rotterdam weiterdozieren. Aber seine Frau ergötzt — ihr macht die Spielerei mit dem Aschenregen und dem vortragenden Herrn Schliemann besonderen Spaß — „... herrschte an den Feiertagen die merkwürdige Sitte, daß sich die Männer ausruhen konnten und die Frauen dafür die doppelte Arbeit machen mußten.“

O weh, denkt Herr Asmus Rotterdam, jetzt hat sie ihr Thema.

Und Herr Rotterdam läßt seine Gedanken spazierengehen, läßt sie ein paar tausend Jahre vorausgehen und schickt sie in den Hörsaal der eurasafrikamerikanischen Universität. Sein ganzes Leben, seinen Kummer und seine Sorgen und den Kummer und die Sorgen seiner Angehörigen und Kollegen sieht er vom Standpunkt des Schatzgräbers Schliemann

Und Frau Rotterdam sieht die Vergewaltigung, die Fehlleistungen, die Gefahren, aber auch die Liebe, die Schönheit und die Freude, die immer noch und immer wieder noch in der Welt in der Mitte des 20. Jahrhunderts leben.

„Hilde“, ruft da plötzlich Herr Rotterdam, der mit seinen Ueberlegungen wieder beim Aschenregen angelangt ist, „es wird doch nicht etwa ernst werden! Riechst du nicht auch, daß irgendwo Aschengeruch herkommt!“

„Wir haben doch bloß Spaß gemacht, Asmus“, sagt Frau Rotterdam ganz überrascht. „Aber ich rieche es auch. Und man kann bei diesen verrückten Wissenschaftlern nie wissen...“

Im nächsten Augenblick macht sie einen Schritt vom Fenster weg, reißt die Klappe des Backherdes auf und zieht blitzschnell ein über und über schwarzes Blech heraus. In der Rotterdam'schen Küche sieht es so aus, als hätte der Aschenregen über Mitteleuropa gerade begonnen.

Wolfgang Tschelchne

Unser Zeichner Vauth meint:

Heute ist nun Silvester



„Wa... hick... was ist schon das Leben, Nelly? Ein ku... kurzer Traum. Heute ist nun Silvester, und in einem Ja... Jahr ist schon wieder Silvester!“



„Du trinkst immer noch? Hast du mir nicht um Mitternacht versprochen, ein anderer Mensch zu werden, Emil?“ — „Gre... Gretchen, wa... was kann ich dafür, wenn der andere Mensch auch ganz gern einen kippt!“



„Ko... komm, Mädchen, trink erst mal einen, da... das wärmt durch.“

Kopfzerbrechen am Silvesterabend

So, bitte schön, nehmen Sie Platz. Es freut uns sehr, daß Sie gerade den heutigen Abend mit uns zusammen verleben wollen. Bitte, nehmen Sie doch das Kissen, Sie sitzen bequemer.

Wir haben eine Reihe von großen Denkern eingeladen, uns heute etwas vorzutragen und uns ein paar Kopfzerreißer zu geben, ein paar Denksportaufgaben, wie Sie sie nicht jeden Tag finden werden.

Hier ist gleich die erste. Sehen Sie, Herr Dr. Rose, ein anerkannter Denksportler, hat ein paar seltsame Zeichen auf einen Bogen Papier gemalt.

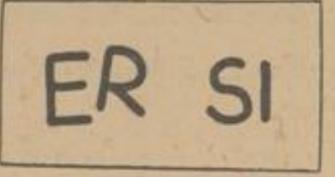


Was könnte das sein? Geheimnisvoll! Wissen Sie, was Herr Dr. Rose da meint? Ah, sehen Sie, da hilft dem Herrn Oberinspektor a. D., der sich viel mit dertartigen Sport beschäftigt, auch etwas ein.



„Womit fährt man täglich zur Arbeit?“ fragt er dazu. Und: „Sehen Sie sich ganz genau die Zeichnung an“, meint er. Nun, haben Sie's?“

„Was haben Sie eigentlich im alten Jahre immer auf dem Frühstücksbrot gehabt?“ will jetzt Frau St. wissen. Sie ist eben Hausfrau, auch heute abend. Und sie zeichnet auch ein paar seltsame Zeichen auf unsern Bogen Papier. Da nimmt der junge Mann, der bisher



in unserem erleuchteten Kreise noch nichts gesagt hat, das Blatt Papier zu sich und zeichnet ebenfalls eine seltsame Figur hin.



Oh weh, sollte der Silvesterabend schon so weit fortgeschritten sein?

Der Herr Oberinspektor a. D. hat aber noch eine ganz großartige Sache „auf Lager“. Er zieht aus seiner Brieftasche eine alte, vergilbte Karte

Und er beginnt zu erzählen: „Anno Domini 1449 präbte und soß sich der vielde Ritter Kunibert vom Schreckenstein, der Schrecken aller ehrbaren Kaufleute zwischen Augsburg und Bremen, ganz jämmerlich zu Tode. Er hinterließ der Nachwelt nur ein verfallenes Räuberneß und einen geheimnisvollen Plan, der noch heute in der Freiburger Universität aufbewahrt wird. Die Legende erzählt, daß man mit Hilfe dieses Planes in einer Silvesternacht den reichen Familienschatz derer vom Schreckenstein finden kann. Abenteuerer und Glücksritter aus aller Herren Länder unternahmen schon das Wagnis — aber immer ohne Erfolg. Vielleicht, meine Lieben, ist heute in der denkwürdigen Silvesternacht, in der unser Jahrhundert geteilt wird, jemand in der Lage, das Geheimnis zu ergründen?“

Unter der Lupe Neue Briefmarken

Die Sammler wissen, daß sie zur Finanzierung aller möglichen Unternehmen herangezogen werden. Neu ist hingegen eine Berliner Ausgabe, deren Zuschläge für die Währungsgeschädigten bestimmt sind. Eine wenig anspruchsvolle Zeichnung gibt es für die drei Werte zu 10 Pfennig grün, 20 Pfennig rot und 30 Pfennig blau, die jeweils mit 5 Pfennig Aufschlag belastet sind.



die blaue 20-Lewa-Marke einen Kraftfahrer und daneben einen Traktor und auf der violettbraunen 50-Lewa-Marke ist ein Läuferpaar (Bild) abgebildet.



Buffon (12+4 Frs violett), der Generalgouverneur Dupleix (15+5 Frs rötlich) und der Staatsmann Turgot (25+10 Frs blau).

Zur Erinnerung an die internationale Anerkennung der irischen Republik wurden zwei Sondermarken zu 2½ Pence braun und 3 Pence dunkelblau ausgegeben. In der Mitte der Marke ist das Leinsterhaus abgebildet, in dem die Irlandkarte verabschiedet wurde. Die vier Wappen der vier irischen Provinzen haben in London einige Gemüter erhitzt, weil die Provinz Ulster immerhin zu Nordirland gehört. Da aber drei Grafschaften der Provinz dem irischen Gesetz unterstehen, fand die Postverwaltung es richtig, zierlich die ganze Provinz zu ane...